

Laibacher Zeitung.

Nr. 24.

Pränumerationspreis: Im Comptoir ganz.
fl. 11, halbj. fl. 5-50. Für die Austellung ins Haus
halbj. 60 kr. Mit der Post ganz. fl. 15, halbj. 7-50.

Freitag, 30. Jänner.

Insertionsgebühr: Für kleine Inserate bis zu
4 Zeilen 25 kr., größere der Zeile 6 kr.; bei öfteren
Wiederholungen per Zeile 3 kr.

1880.

Mit 1. Februar

beginnt ein neues Abonnement auf die

„Laibacher Zeitung“.

Der Pränumerationspreis beträgt für
die Zeit vom 1. bis Ende Februar:

Mit Post unter Schleifen	1 fl. 25 kr.
Für Laibach ins Haus zugestellt	1 „ — „
Im Comptoir abgeholt	— „ 92 „
Für die Zeit vom 1. Februar bis Ende Juni:	
Mit Post unter Schleifen	6 fl. 25 kr.
Für Laibach ins Haus zugestellt	5 „ — „
Im Comptoir abgeholt	4 „ 60 „

Ämtlicher Theil.

Erkenntnisse.

Das k. k. Landes- als Preisgericht in Straßaden zu Wien
hat auf Antrag der k. k. Staatsanwaltschaft erkannt, daß der
Inhalt der Nr. 22 der Zeitschrift „Morgenpost“ vom 22. Jän-
ner 1880 durch den darin unter der Aufschrift „Der gereizte
Lord Derby“ enthaltenen Artikel das Verbrechen nach § 63
St. G. begründe, und hat nach § 493 St. P. O. das Verbot
der Weiterverbreitung dieser Druckschrift ausgesprochen.

Das k. k. Kreisgericht als Preisgericht in Görz hat auf
Antrag der k. k. Staatsanwaltschaft mit dem Erkenntnis vom
6. Jänner 1880, § 35 P., die Weiterverbreitung der Zeitschrift
„L'Insonzo“ Nr. 287 vom 31. Dezember 1879 wegen des Artikels
„L'educazione politica“ nach § 65 a St. G. verboten.

Nichtamtlicher Theil.

Aus der österreichischen Delegation.

Wie bereits gemeldet, hat die österreichische Dele-
gation in ihrer letzten Plenarsitzung am 27. d. M.
unverändert die Budgets des Ministeriums des Aeußern,
des Finanzministeriums und des obersten Rechnungs-
hofes angenommen. Alle Redner erklärten sich ein-
verstanden mit der bisherigen äußern Politik, nament-
lich Freiherr v. Hübner unterzog in sensationeller Rede
die politischen Verhältnisse ganz Europas einer de-
taillierten Besprechung und bezeichnete die Zustände
Frankreichs und die unfertigen orientalischen Zustände
als zwei schwarze Punkte am europäischen Horizonte.
Aus dem nun vorliegenden detaillierten Berichte über
diese in vieler Hinsicht sehr interessante Sitzung lassen
wir zunächst eine eingehende Skizze der bedeutenden
Rede Baron Hübners folgen.

Der Redner leitete dieselbe mit einer kurzen
Besprechung der Verhältnisse Frankreichs ein und

fuhr dann fort: Wir können uns nicht verhehlen, daß
in Frankreich jezt ein Problem gelöst werden soll,
nämlich das Problem der Gründung stabiler und
legaler Zustände in den Formen der Republik. Mr.
Thiers nannte sie „la République conservatrice“, in
den jetzigen officiellen Kreisen nennt man sie „la
République nécessaire“, und ich begnüge mich, sie „la
République possible“, die mögliche Republik, zu nennen.
Nun, meine Herren, dieser Versuch wird im Auslande
mit der gespanntesten Aufmerksamkeit begleitet, von den
einen mit den besten Wünschen, von den anderen mit
weniger Geneigtheit und mit Beunruhigung. Die einen
sagen: der Versuch wird gelingen, die anderen sagen:
der Versuch wird nicht gelingen. Das ist Ansichtssache.
Aber in Einem Punkte müssen wir alle übereinstimmen:
wenn ein Versuch zu wiederholtenmalen unternommen
und immer mißlungen ist, so kann er möglicherweise
auch diesmal mißlingen. Nun ist dieser Versuch,
wiederholt unternommen, immer mißlungen, er hat
immer ein Ende genommen mit Schrecken und Be-
drohung oder Störung des europäischen Friedens.
Man kann sich also fragen: Wird es möglich sein,
mit dem besten Willen, auf der schiefen Ebene anzu-
halten, oder wird Frankreich, dieses schöne, dieses große
und edle Land, hinabgleiten in den Pfuhl der Com-
mune? Und diese Commune würde diesmal nicht nur
Herrin von Paris, sondern von ganz Frankreich sein,
sie würde verfügen über die Armee, über die Finanz-
kräfte, über die Administration u. Diese Commune
würde, um den Widerstand der monarchischen Parteien
zu lähmen, um sie mit sich fortzureißen, möglicherweise
das Heil suchen im auswärtigen Kriege. Ich sage nicht,
daß dies geschehen wird, ich hoffe, daß es nicht
geschehen wird, aber ich behaupte, daß es geschehen
kann, und diese Möglichkeit ist ein schwarzer Punkt
am Horizonte. Frankreich hat von jeher eine große
Expansivkraft auf dem Gebiete der Ideen geübt, be-
sonders zugänglich diesen Ideen sind die gebildeten
und halbgebildeten Klassen in den beiden lateinischen
Halbinseln, namentlich in Italien. Das ist also eine
Gefahr, und wir wollen hoffen, daß die italienische
Regierung gefährlichen Agitationen, — gefährlich zu-
nächst für Italien — kräftig entgegenzutreten wird.

Er erörtert hierauf die Beziehungen unserer Mon-
archie zu England und constatirt mit Genugthuung,
daß Gemeinsamkeit glorreicher Erinnerungen und po-
litische Interessen die beiden Mächte zusammengeführt
haben. Er gelangt sodann zu unseren Beziehungen
zu Deutschland. Nachdem er einen historischen Rück-
blick auf die Entwicklung des gegenseitigen Verhält-
nisses unserer Monarchie zu Preußen und dem deut-
schen Reiche geworfen hat, sagt er: In dem Augen-
blick, in dem die Möglichkeit der Versöhnung zum

allgemeinen Bewußtsein gekommen war, in dem
Augenblicke war sie bereits zur Thatsache geworden,
so sehr drängten alle Interessen, die Logik, der gesunde
Menschenverstand beide Theile in dieser Richtung.
Ich bin weit entfernt, das große Verdienst der beiden
Regierungen zu verkennen; ich bin überzeugt und
glaube es zu wissen — und alle wissen es, daß in
den letzten Jahren das Verhältnis zwischen den Ca-
bineten ein vortreffliches geworden war und daß sie
gewiß alles thaten, um diese Bewegung zu begünstigen;
aber diese Versöhnung ist nicht von oben herab künst-
lich gemacht, sie entstand mit voller Spontaneität in
den Geistern und Herzen der Nationen, deshalb ent-
hält dieses Freundschaftsverhältnis alle Bedingungen
der Innigkeit, der Aufrichtigkeit und der Dauer. Das
Zusammengehen beider Reiche enthält in seinem Schoße
keine Gefahr nach irgend einer Seite hin und bedroht
niemanden. Es ist im Gegentheil eine Bürgschaft
des Friedens im Herzen von Europa, und wir wollen
hoffen, daß es gelingen werde, unter der Gunst dieser
Umstände auch die materiellen Interessen mit Deutsch-
land zu regeln, vorausgesetzt, daß man uns von deut-
scher Seite bereitwilliger als bisher entgegentritt, und
daß unsere beiden Reichshälften sich vorher genau
verständigt haben über das, was sie wollen und kön-
nen. Nun, meine Herren, dieses neue Verhältnis zu
Deutschland ist die sonnige Partie in dem Gemälde von
Europa, welches ich mir erlaube, vor Ihnen zu ent-
rollen.

Unsere Beziehungen zu Rußland von Cabinet zu
Cabinet haben sich, so viel mir bekannt ist, während
der letzten großen orientalischen Verwicklung niemals
ernsthaft getrübt, es mag vielleicht Oscillationen ge-
geben haben, aber eine ernsthafte Trübung fand nicht
statt, und zwischen den beiden Kaiserhöfen bestand fort-
während das freundschaftlichste Verhältnis; ich kann
aber leider nicht daselbe sagen von der öffentlichen
Meinung in Rußland. Das ist ein Uebel, denn auch
die russische Regierung muß Rücksicht nehmen auf die
öffentliche Meinung, und in kritischen Momenten könnte
es geschehen, daß sie sich unter dem Drucke dieser
öffentlichen Meinung hinreißen ließe zu Entschließe-
gen, welche die friedlichen Beziehungen zwischen beiden
Kaiserstaaten zu stören geeignet wären, was ich für
eine Calamität hielte für beide Reiche und für Europa.

Die Wirkungen des Berliner Congresses ruhen
noch im Schoße der Zukunft; heute darüber abzu-
sprechen zu wollen, ist Sache des Philosophen und Con-
jecturalpolitikers, nicht der Staatsmänner. Die Haupt-
sache ist, daß alle Signature ihren Verpflichtungen
treu bleiben, aber selbst dies vorausgesetzt, und ich sehe
es voraus, bleibt dem Zufall, dem Zwischenfalle, dem
Unberechenbaren auf der Balkan-Halbinsel ein so weiter

Feuilleton.

Was die Liebe vermag.

Roman, frei nach dem Englischen bearbeitet von Ed. Wagner
(Verfasser der „Alexa“).

(Fortsetzung.)

Valerians Antlitz hatte bei den ersten Worten
des Grafen eine dunkle Röthe überzogen; als er je-
doch den Namen Cliffords nannte, wich plötzlich jeder
Blutstropfen aus ihrem Antlitz und verwirrt stam-
melte sie:

„Nein, nein, ich kann ihm meine Hand nicht
reichen.“

„So lieben Sie einen andern?“ fragte der Lord
weich.

Valerie neigte ihr von neuem erröthendes Antlitz.
„Ist vielleicht Sir Arthur Rushfield der Glück-
liche?“ fragte der Graf weiter. „Sie sahen sich zwar
erst zweimal, aber junge Herzen entflammen sich leicht.
Lieben Sie ihn?“

„Wenn auch dem so ist, Mylord,“ antwortete
sie Valerie mit hochherziger Offenheit, „so kann ich
ihn doch nicht heiraten, weil ich keine passende Braut
für Sir Arthur Rushfield bin.“

„Ich verstehe,“ sprach der Graf St. Berry traurig,
„was Sie von dem jungen Baron trennt. Aber Clif-
ford könnten Sie ohne Bedenken heiraten.“

„Mylord,“ erwiderte das junge Mädchen tonlos.
„Ich habe nie eine Heimat kennen gelernt und darf

die mir von Ihnen eröffnete nicht annehmen; ich
werde immer heimatlos bleiben. „Entsagen“ ist mein
Los. Lassen Sie mich daher ungehindert ziehen und
Sie damit für immer von dem Amte eines Vormundes
befreien, welches Miß Winham Ihnen aufgebür-
det hat.“

„Nimmermehr, Valerie! Ich werde Sie nie von
mir lassen. Sie dürfen nicht wieder hilflos hinaus-
ziehen in die Welt. Das schwache Band, welches
zwischen Ihnen und mir durch die letzte Bestimmung
Ihrer verstorbenen Beschützerin besteht, soll Sie für
immer an mich fesseln, da meine Liebe und meine
Bitten es nicht vermögen.“

Valerie lächelte traurig. Sie wußte, daß der
Graf St. Berry bei seinem Vorsatz bleiben würde
und daß sie somit, indem sie ihn verließ, auch ihr
Erbe verlieren müßte, das ihr um ihrer Mutter willen,
deren wahre Stellung sie ja nicht kannte, so wert war.
Doch mehr noch als dieser Verlust schmerzte sie die
Trennung von dem edlen alten Mann, der sich in
diesem Augenblicke zu ihr nieder neigte und ihre reine
Stirn küßte.

„Neden Sie mir nicht wieder davon, mein Haus
verlassen zu wollen,“ sprach er zärtlich, „denn ohne
Sie würden mir diese Räume kalt und öde sein.
Gehen Sie jezt in Ihr Zimmer, Valerie, an der
Tafel sehen wir uns wieder, während ich mich vorher
nach einer Gesellschaftsdame für Sie umgesehen haben
werde.“

Er reichte Valerie die Hand und schritt dann
mit freundlichem Lächeln aus dem Zimmer hinaus.

Valerie sank in der Nähe des Fensters auf einen
Sessel nieder und verbarg das Antlitz in ihren Händen.
Sie sollte von neuem eine Heimat verlieren und zu-
gleich den Mann für immer fliehen, der, ohne daß
er es wußte, ihr Großvater war.

Sie hatte ihren Geliebten wiedergefunden und
mußte nun zum zweitenmale allem Glück entsagen,
um einer dunklen, ungewissen Zukunft entgegenzugehen.
Diese neue Prüfung schien ihr zu hart und ihre Kräfte
fast zu übersteigen; sie rang verzweifelt die Hände
und kämpfte einen langen, schweren Kampf, bevor sie
die Ueberzeugung gewann, daß ihr nur der eine Weg
blieb: aus diesem Hause zu fliehen und allem zu ent-
sagen, was ihr lieb und theuer war.

36. Capitel.

Hinaus in die Nacht!

Es war kurz vor dem Mittagessen, als der Graf
von seinem erfolglosen Gange zurückkehrte; es war
ihm nicht gelungen, für Valerie eine passende Gesell-
schafterin zu finden.

Als das junge Mädchen sich zur gewohnten
Stunde nach dem Empfangsalon begab, wurde sie
daselbst von Mr. Clifford begrüßt, den eine Einladung
des Grafen hergeführt hatte. Er forschte während der
Mahlzeit vergebens nach dem Erfolge von Lady Geo-
riginens Besuch; weder der Graf noch Valerie be-
rührten das Ereignis des Vormittags. Der Graf
kam seiner Mühsal mit zärtlicher Aufmerksamkeit ent-
gegen und stellte sie den Gästen, die zum Abend ein-

Spielraum offen, daß wir unmöglich die dortigen Zustände mit großer Beruhigung betrachten können. Werden diese neugeschaffenen halb und ganz souveränen Staaten auch lebensfähig sein, werden sie sich mit den ihnen angewiesenen Grenzen begnügen? werden diese, durch 400 Jahre geknechteten Völker den plötzlichen und unvermittelten Uebergang zur vollkommenen Freiheit in den westeuropäischen Staatenformen übertragen? Und das türkische Reich! wird es diesen gewaltigen Aderlaß, diese ungeheuren Amputationen überleben können? Wird die Pforte in sich die Elemente finden, um alle Reformen zu verwirklichen, zu denen sie sich verfassungsmäßig verbunden hat? Wer weiß es? Diese Unsicherheit ist der zweite schwarze Punkt am Horizont. Sie lastet auf Europa. Wegen dieser beiden schwarzen Punkte starrt das europäische Festland in Waffen; deshalb ist der Friede ein bewaffneter, der keine Bürgschaft für die Zukunft gibt.

Sich zu der Occupation Bosniens wendend, sagt Redner: Der erste Theil unserer Aufgabe, der diplomatisch-militärische, ist abgeschlossen, der diplomatische durch den Friedensschluß und die Convention, der militärische durch das Factum der Besetzung der Provinzen, wobei unsere Armee wieder ihre traditionelle Tapferkeit bewährt hat. Der noch zu lösende Theil ist die Verwaltung dieser Provinzen, und hier muß ich das Wort „Verwaltung“ in dem allerweitesten Sinne, d. h. in dem Sinne von „Regierung“ verstehen; diese Aufgabe ist eine sehr schwierige. Was ist nun während der diplomatischen Verhandlungen geschehen? Es wurden bei uns Befürchtungen oder Hoffnungen laut. Je nach dem Standpunkte eines jeden, über die mögliche Rückwirkung dieser bosnischen Action auf unsere inneren Zustände. Man fragte sich, ob der zeitweilige oder dauernde Anschluß zweier slavischer Provinzen nicht das Gleichgewicht — erlauben Sie mir, mich dieses Ausdrucks zu bedienen — zwischen unseren drei großen Stämmen alterieren könnte. Niemand wird bestreiten, daß dieser sehr laute Conflict nachtheilig gewirkt hat; hemmend, störend, beirrend auf die Leitung unserer Diplomatie; daß ohne diesen Conflict wir unsere Action unternommen hätten in einem günstigeren Augenblicke, daß wir außerdem bei den Verhandlungen ein vollständigeres, jedenfalls ein klareres Resultat erreicht hätten, und daß wir es erreicht hätten mit geringeren Opfern. Nun, meine Herren, erlauben Sie mir, es auszusprechen, wie sehr wünschenswert es ist, zu vermeiden, daß ein ähnlicher Conflict, eine ähnliche nationale Präoccupation in einer, meiner Ansicht nach hauptsächlich auswärtigen Angelegenheit nicht auch die Regierung in ihrer zweiten Aufgabe — der Verwaltung — behindere, hemme und beirre. Diese Aufgabe ist an und für sich ungeheuer schwierig. Zweck der Occupation war, die Wache zu beziehen auf der Balkan-Halbinsel. Man kann das billigen oder nicht, das ist eine andere Frage. Wir wollen dort sein, dies ist nicht etwa eine gegen Rußland gerichtete Action; wir wollen alle Eventualitäten, die auf der Halbinsel entstehen können, beobachten; wir wollen uns der Gefahr nicht aussetzen, daß der Brand über unsere Grenzen schlage, wir wollen nicht wieder mehrere hunderttausend Flüchtlinge jahrelang zu nähren haben; wir wollen dort die Wache beziehen, um von dort aus zu sehen, was geschieht, und wenn Verwicklungen eintreten, die Interessen der österreichisch-ungarischen, der gemeinsamen Monarchie zu wahren. Meine Herren! Wir gewärtigen ein neues Gesetz über Bosnien; dieses wird uns, wir mögen der Delegation oder den Parlamenten angehören, gewisse Pflichten und Rechte auferlegen. Die Pflicht wollen wir mit äußerster

Strenge erfüllen, die Rechte wollen wir üben und scharf Controlle halten über alles, was die Administration betrifft; aber wenn hier und da nationale Präoccupationen vorkommen sollten, so wollen wir uns getrost verlassen auf das Walten der Krone!

Redner schließt: Ich gestehe, daß, was auch geschehen mag, ich unter den gegenwärtigen Conjunctionen der Zukunft mit Ruhe entgegenstehe. Ich glaube, unser epidemisch gewordener Pessimismus ist nicht gerechtfertigt. Wir haben unsere Gebrechen, wir haben unsere Wunden, wir haben unsere Krankheiten; aber sie sind auf der Oberfläche, deshalb fallen sie auch jedermann in die Augen. In den vitalen Theilen jedoch, im Marke, in den Knochen sind wir so gesund, wie irgend ein Staat, und ich kenne manchen, der es weniger ist als wir. Man vergleicht zuweilen die Staaten mit einer Gruppe von Bäumen verschiedener Gattung. Nun, meine Herren, in diesem Staatenhaine ist unser Oesterreich die alte Königscheide; mit hundert Stürmen hat sie gekämpft und gerungen, sie hat geseufzt, sie hat gestöhnt, sie hat hier ihr Laub gelassen, dort einen Ast verloren, aber wenn der Orkan vorübergerauscht ist, steht die Eiche wieder da, und so groß ist die Fülle ihrer Kraft, daß in der kürzesten Zeit die Schäden geschwunden sind, daß wieder gut sein ist in ihrem Schatten.

Minister des Aeußern Freiherr v. Haymerle. Ich muß zunächst meine tiefe Befriedigung über die Einstimmigkeit der politischen Gefühle constatieren, welche von allen Seiten hier ausgesprochen worden sind, denn wenn jeder Oesterreicher sich hierüber freuen mag, so kann es niemandem erwünscht sein, als dem Minister des Aeußern, denn es gibt ihm Kraft und Stärke, umso mehr, als er darauf rechnen kann, daß im entscheidenden Augenblicke diese Gefühle sich auch betheiligen werden. Mit nicht minderer Freude habe ich hier vernommen, daß das Verhältnis, in welchem wir gegenwärtig zu Deutschland stehen, und das, wie ich an einem andern Orte hervorzuheben die Ehre hatte, nicht von heute datiert, sondern, das Resultat einer historischen Entwicklung, allerdings heute eine größere Befestigung gefunden hat, in dieser hohen Versammlung als eine Bürgschaft des Friedens und der Sicherheit für beide Reiche mit allgemeiner Zustimmung begrüßt worden ist. Wenn dieselben in der Gemeinsamkeit ihrer Interessen und in der gleichen Auffassung derselben sich begegnet haben, so dürfte wohl auch kein Zweifel darüber bestehen, daß sie auch gegenseitig über die Bürgschaften dieses Einverständnisses übereingekommen sind.

Wenn ich an die Rede des Herrn Delegierten Freiherrn v. Hübnert anknüpfe, so möchte ich nur kurz auf den Kern seiner Rede so weit zurückkommen, als er zwei schwarze Punkte am Horizont bezeichnet hat. Es ist nun misslich genug für den Capitän zur See, noch mehr aber für den Diplomaten und Minister des Aeußern, wenn am fernen, auch am klarsten Horizont sich Wölkchen zeigen, zu sagen, ob diese wieder zerstreut werden oder ob sie Sturm bringen. Ich möchte aber doch in Bezug auf den ersten Punkt, in Bezug auf Frankreich, sagen, daß wir die Befürchtung nicht theilen können; die Dinge werden sich in der Weise entwickeln, daß sie keine Bedrohung des Friedens mit sich bringen. Denn auch in Frankreich, wie in anderen Ländern, herrscht ein tiefes Friedensbedürfnis, und die Volkswohlfahrt ist dort seit dem Frieden so entwickelt, daß ich nicht glaube, daß aus dem Schoße der Nation — und in ihr ruht ja heute die Gewalt — irgend ein Ruf nach Trübung des Friedens hervorgehen wird. Für die Frage, ob Krieg oder Frieden, ist, wie ich

glaube, die Regierungsform, die in Frankreich herrscht, und ich wünsche, dies hier zu betonen, gleichgültig; es kann der Friede von Staatsmännern der Monarchie wie der Republik gepflegt werden, es kann von den einen, wie von den anderen die Revanche angestrebt werden; aber auch hier, auf Frankreich, wird sich der hohe Wert des deutsch-österreichischen friedlichen Einverständnisses manifestieren, weil Frankreich ja das Gefühl haben muß und auch durch wiederholte Erklärungen darüber beruhigt worden ist, daß dieses Einverständnis dasselbe in keiner Weise bedroht und alle, welche im Frieden ihre Interessen pflegen wollen, hierin eine neue Gewähr dafür finden, und wenn die Idee, die diesem deutsch-österreichischen Einverständnis zugrunde liegt, weitere Kreise zieht und die Staaten sich dieser Idee, dieser Tendenz anschließen, dann ist vielleicht die Zeit gekommen, die der Herr Delegierte Jux so beredt herbeiwünscht, die Zeit, in der man über Herabminderung der militärischen Maßregeln sprechen kann, obwohl ich hier beifügen muß, daß gerade unser Land, welches in Bezug auf die Entwicklung des Militarismus nicht in erster Reihe steht, sondern welches relativ die geringsten Mittel hierauf verwendet, vielleicht nicht das geeignetste ist, um diese Idee mit Erfolg zu lancieren.

Der Herr Delegierte Freiherr von Hübnert hat einen zweiten schwarzen Punkt bezeichnet, das ist das Unfertige, das Schwankende, das Ungewisse in den Zuständen des Orients. Ich möchte hier allerdings nicht Prophezeiungen machen, daß diese Verhältnisse so bald in ein richtiges Geleise kommen werden. Wie Herr Baron Hübnert hervorgehoben hat, haben die Diplomaten am Berliner Congress sich nicht geschmeichelt, die Verhältnisse im Orient einer vollkommenen Lösung entgegenzuführen. Der Berliner Congress hatte ja auch nicht diesen Zweck, sondern er hatte den Zweck, einer drohenden Kriegsgefahr vorzugreifen. Die Lösung der orientalischen Schwierigkeiten konnten die Mächte aber nur anstreben, denn, wenn solche Dinge in Fluß gerathen sind, wenn ein durch viele Jahrhunderte herrschendes Element einen so scharfen Stoß erhält, wie das türkische Reich, so ist es nicht zu wundern, daß die lange unterdrückten, von unten hinauf drängenden Elemente Blasen werfen, die Zweifel erregen, ob eine Beruhigung bald eintreten werde. Aber einen gemeinsamen Boden haben die Mächte gefunden, von welchem aus sie dieses Symptom behandeln und in der Weise behandeln können, daß keine Gefährdung für den europäischen Frieden damit verbunden ist, das ist der Berliner Vertrag. Wenn ich dies hervorhebe, so muß ich auch bemerken, daß in diesem gemeinsamen Boden auch das Mittel gefunden ist oder gefunden werden kann, um unsere Beziehungen zu Rußland, die, wie die Antwort Sr. Majestät an die Delegation schon implicite angedeutet hat, die freundschaftlichsten sind, vor einer Trübung zu bewahren. Wir suchen im Orient durchaus nicht die Alleinherrschaft oder einen überwältigenden Einfluß Oesterreichs, sondern wir suchen eben dort das gemeinsame Wirken der europäischen Mächte, in welchem gemeinsamen Kreise wir unsere berechnete Stellung als die dem Oriente nächstgelegene und am meisten interessierte Macht einnehmen und vertreten wollen. Hierin mögen auch die kleinen Staaten, die theils unabhängig, theils halb unabhängig sind, Beruhigung finden. Wir sind keine chauvinistische Macht, und werden unsere Wohlfahrt darin suchen, daß auch die Staaten, die uns umgeben und die zum großen Theile aus Nationalitäten, die auch in unserer Monarchie vertreten sind, gebildet sind, in Wohlfahrt erblühen. Darum hat uns

geladen waren, als seine Adoptivtochter vor. Mit Stolz bemerkte er aufs neue die Sicherheit und Gewandtheit, welche sich in Valerians ganzem Wesen und in ihrer Unterhaltung kundgaben. Er war überzeugt, daß sie überall bewundert werden und alle Herzen erobern würde.

Die allgemeine, lebhafteste Unterhaltung vereitelte Cliffords Bemühen, Valerie allein zu sprechen. Er glaubte sich aber nicht darin zu täuschen, daß seine durch Lady Georgine ausgeführte Intrigue ihre gewünschte Wirkung nicht verfehlt habe.

Der Graf begleitete seine Gäste, als sie zur späten Stunde aufbrachen, und Valerie suchte nun eiligst ihr Zimmer auf. Sie setzte sich an ihren Lieblingsplatz und rief in gütigem Tone die alte Gertrude, welche auf ihre Herrin gewartet hatte, zu sich heran.

„Setze dich zu mir, Gertrude, ich habe dir etwas mitzutheilen,“ sagte Valerie.

Die alte Dienerin kam dem Wunsche des jungen Mädchens nach und ließ sich neben ihr auf einen Stuhl nieder, worauf Valerie das Haupt zu ihr neigte und im Flüstertone sprach:

„Vor allem, Gertrude, muß ich dir strengste Verschwiegenheit anempfehlen.“

„O, Miß Gloom,“ entgegnete die alte Frau treuherzig, „ich schwöre Ihnen, daß ich Ihr Geheimnis stets bewahren werde! Ist es vielleicht eine Herzensangelegenheit?“ fügte sie dann voll Theilnahme

hinzu. „Ich habe es wohl bemerkt, daß Mr. Clifford sich Hoffnung macht.“

„Es ist sonderbar, daß alle meinen, ich werde Mr. Clifford heiraten!“ rief Valerie. „Nein, Gertrude, mein Geheimnis betrifft weder Mr. Clifford noch eine Liebesangelegenheit, es geht zunächst nur mich an. Aber deshalb darfst du auch um alles in der Welt nicht vergessen, was du mir soeben versprochen hast. Sollten die Verhältnisse uns trennen und du vielleicht nach Schottland — nach deinem geliebten Hochland zurückkehren —“

„Nein, nein, ein solcher Fall ist undenkbar,“ antwortete Gertrude entschieden. „Es gibt keine Möglichkeit, die mich von Ihnen trennen könnte, Miß.“

„Aber ich habe ja keine Verwandte — habe niemanden, dem ich angehöre, — ich stehe allein in der Welt!“

„Eben deshalb brauchen Sie umsomehr eine treue Dienerin, Miß Valerie, und eben deshalb werde ich Sie nie verlassen. Sie waren gut und liebevoll gegen die arme Miß Winham und Sie waren auch immer gut gegen mich, und so etwas vergesse ich nicht. Ich werde bei Ihnen bleiben, bis der Tod uns trennen wird.“

Die alte Frau sagte das mit treuen, schlichten Worten. Aber der feste Blick ihrer alten, ehrlichen Augen zeigte, wie tief sie das Gesprochene fühlte. Das junge Mädchen war bis zu Thränen gerührt von der Aufrichtigkeit ihrer Dienerin.

„Ich werde nie verlassen sein, Gertrude, so lange du mich liebst,“ sagte sie. „Aber nun sollst du auch alles erfahren. Ich muß dieses Haus so bald als möglich verlassen und mich der Vormundschaft des Grafen entziehen.“

„Weshalb? Und wohin wollen Sie sich wenden?“

„Ich kann nicht hier bleiben; dieses Haus ist kein Aufenthaltsort für mich. Lady Georgine war heute bei mir, um mich darauf aufmerksam zu machen, daß es unpassend für mich sei, in diesem Hause ohne Gesellschaft zu weilen, und meinte überhaupt, daß ich hier nicht bleiben dürfe.“

„Ja, wenn Lady Georgine das sagt,“ entgegnete die alte Frau, „dann haben Sie recht, wenn Sie von hier fort wollen.“

„Ich habe mit dem Grafen bereits über diese Angelegenheit gesprochen und muß, weil er mir seine Einwilligung, sein Haus zu verlassen, nicht ertheilen will, mich heimlich von hier entfernen und allem entgegen, das mir die Güte Miß Winhams zufallen ließ.“

„Aber, Miß Valerie,“ erwiderte Gertrude bestürzt, „das ist ja unmöglich! Der Graf wird sich bestimmen lassen, oder er ist ungerecht —“

„Nein, nein,“ unterbrach das junge Mädchen die Sprecherin hastig, „er ist gütig und möchte mich nur aus Liebe zurückhalten. Aber ich darf nicht hier bleiben und ebenjowenig eine Spur zurücklassen, die ihm meinen Aufenthalt verrathen würde. Ich muß deshalb auf die Erbschaft Miß Winhams verzichten.“

(Fortsetzung folgt.)

das Verfahren Serbiens so erkannt, weil es eben, indem wir ihm nichts brachten, als was jeder Staat zur Wohlfahrt braucht, Eisenbahnverbindungen zur Entwicklung seiner commerciellen und volkswirtschaftlichen Verhältnisse, nur zögernd die Hand ergriff, ja eine Zeitlang sie von sich zu weisen schien, obwohl es, diese Hand zu ergreifen, sich in Berlin verspricht hatte. Ich will heute dem Herrn Baron Hübner in Bezug auf das, was er über unser Verhältnis zu Bosnien gesagt hat, nicht folgen. Ich möchte nur auch hier betonen von Seite der gemeinsamen Regierung, daß dort allerdings nationale Zwecke weder beabsichtigt waren noch verfolgt werden. Der Minister schließt: Ich muß an das Citat, mit dem der Herr Delegierte für seine Rede geschlossen hat, auf ein Citat aus den Werken des mir werthen und persönlich befreundeten Gregorovius ein anderes Citat anreihen, welches für die Regierung, so lange ich derselben anzu gehören die Ehre haben werde, maßgebend sein wird; es ist das Wort, womit der Geschichtsschreiber Johannes v. Müller seine Geschichte schließt: „Die große Lehre der Weltgeschichte für alle Staatsmänner ist Mäßigung.“

Zur Aufhebung des Legalisierungszwanges.

Der von dem Abgeordneten Dr. Victor Fuchs verfaßte und von dem Legalisierungsausschusse des Abgeordnetenhauses in der Sitzung vom 17. d. M. angenommene Gesekentwurf, womit der Legalisierungszwang aufgehoben wird und demgemäß einige Paragraphen des allgemeinen Grundbuchgesetzes abgeändert werden, lautet wie folgt:

Mit Zustimmung der beiden Häuser des Reichsrathes finde ich anzuordnen wie folgt: Artikel 1. Die nachstehenden Bestimmungen des allgemeinen Grundbuchgesetzes vom 25. Juli 1871 (R. G. Bl. Nr. 95) sowie des hiezu erlassenen Einführungsgesetzes haben nunmehr zu lauten wie folgt:

Artikel 3 des Einführungsgesetzes. Die Bestimmung des allgemeinen Grundbuchgesetzes, daß die Einverleibung auf Grund von Privaturkunden nur dann erfolgen könne, wenn die Unterschriften auf denselben gerichtlich oder notariell beglaubigt sind, ist durch den nunmehr abgeänderten Text des § 31 dieses allgemeinen Grundbuchgesetzes aufgehoben, und es hat demzufolge obige Vorschrift auch auf die vor der Wirksamkeit des vorliegenden abändernden Gesetzes errichteten Privaturkunden keine Anwendung zu finden.

§ 27 des allgemeinen Grundbuchgesetzes. Die Urkunden, auf Grund deren eine bürgerliche Eintragung geschehen soll, müssen frei von solchen sichtbaren Mängeln sein, durch welche ihre Glaubwürdigkeit geschwächt wird, und wenn sie aus mehreren Bogen bestehen, so muß sie ein Bogen unterschrieben werden. Zu denselben muß auch eine solche Bezeichnung sein, daß kein Bogen unterschrieben werden kann. Der an dem Rechtsgeschäfte beteiligten Personen, daß sie nicht mit anderen verwechselt werden können, sowie die Angabe des Kronlandes, Ortes, Tages, Monats und Jahres der Ausfertigung der Urkunde enthalten sein. Endlich müssen die Urkunden, insofern nach § 31 dieses allgemeinen Grundbuchgesetzes eine gerichtliche oder notarielle Beglaubigung der Unterschriften nicht platzgreifen hat, nach Maßgabe der Bestimmungen des § 434 des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches, von den an dem Rechtsgeschäfte beteiligten Personen, d. i. den Ausstellern der Urkunde unterschrieben und von zwei männlichen Zeugen mitgefertigt sein. Die Zeugen haben der Unterschrift ihres Vor- und Zunamens die Angabe ihres Gewerbes oder ihrer Beschäftigung, ihres Wohnortes, sowie die Erklärung eigenhändig beizusetzen, daß ihnen derjenige, dessen Unterschrift sie als echt bestätigen, persönlich bekannt sei. Ist der Aussteller des Schreibens unkundig oder wegen körperlicher Gebrechen zu schreiben unfähig, so muß er sein gewöhnliches Handzeichen beibringen und dieses entweder gerichtlich oder notariell beglaubigt oder die Fertigung zweier männlicher Zeugen beigelegt werden. In diesem Falle haben die Zeugen nicht nur ihre Vor- und Zunamen, die Angabe ihres Gewerbes oder ihrer Beschäftigung, ihres Wohnortes sowie die Erklärung eigenhändig beizusetzen, daß ihnen derjenige, dessen Unterschrift, beziehungsweise Handzeichen sie als echt bestätigen, persönlich bekannt sei, sondern es hat auch noch einer der Zeugen dem Handzeichen des Ausstellers der Urkunde den Namen desselben beizufügen.

§ 31. Die Einverleibung (§ 8, Z. 1) kann auf Grund öffentlicher Urkunden oder solcher Privaturkunden, welche mit den in diesem Gesetze normierten Erfordernissen versehen sind, bewilligt werden. Die Bewilligung der Einverleibung auf Grund derartiger Privaturkunden kann jedoch nur dann erteilt werden, wenn sowohl der Ort des Gerichtes, welches die Einverleibung zu bewilligen hat, als auch der Ausstellungsort der Urkunde innerhalb der Grenzen eines und desselben Kronlandes sich befinden. — Ist jedoch der Ort des Gerichtes nicht in dem Kronlande gelegen, innerhalb dessen Grenzen sich der Ausstellungsort der Urkunde befindet, so müssen die Unterschriften der Aussteller der Urkunde, wodurch deren Rechte beschränkt, aufgehoben oder auf eine andere Person übertragen werden sollen, gerichtlich oder notariell beglaubigt sein. Ebenso kann auf Grund von Urkunden eines

Machhabers eine Einverleibung gegen den Machgeber nur dann bewilligt werden, wenn die von diesem ausgefertigte Vollmacht gerichtlich oder notariell beglaubigt ist und entweder auf das bestimmte Geschäft lautet oder doch nicht früher als innerhalb eines Jahres vor dem Ansuchen um die Einverleibung ausgestellt ist.

§ 53. Der Eigenthümer ist berechtigt, die bürgerliche Anmerkung zu verlangen, daß er seine Liegenschaft veräußern oder ein Darlehen, dessen Betrag anzugeben ist, darauf aufnehmen wolle, um die bürgerliche Rangordnung vom Zeitpunkte dieses Ansuchens für die infolge dieser Geschäfte einzutragenden Rechte zu begründen. Mit gleicher Rechtsfolge kann ein Hypothekargläubiger die Anmerkung der beabsichtigten Abtretung oder Löschung seiner Forderung verlangen. Die Anmerkungen solcher Gesuche können jedoch nur dann bewilligt werden, wenn nach dem Grundbuchsstande die Einverleibung des einzutragenden Rechtes, beziehungsweise die Löschung des bestehenden Rechtes, zulässig wäre, und wenn die Unterschriften der Gesuche den Erfordernissen dieses Gesetzes (§§ 27 und 31) entsprechen.

§ 63. (Abgeänderter Text an Stelle der §§ 63 und 64.) Soll jedoch die mit der Klage begehrte Löschung der bestrittenen Einverleibung auch wider dritte Personen, welche mittlerweile und noch vor der Anmerkung des Streites bürgerliche Rechte erlangt haben, wirksam sein, so ist die Klage auch gegen diese Personen zu richten, und zwar längstens binnen drei Jahren von dem Zeitpunkte der Uebereichung desjenigen Gesuches, über welches die zu löschende Einverleibung verfügt worden ist, anzubringen, widrigenfalls gegen diese Personen auf Löschung der bestrittenen Einverleibung nur dann erkannt werden kann, wenn sie sich nicht im guten Glauben hinsichtlich der Gültigkeit dieser Einverleibung befinden.

Artikel 2. Vorstehende gesetzliche Bestimmungen haben in den Ländern, in welchen das allgemeine Grundbuchgesetz vom 25. Juli 1871 (R. G. Bl. Nr. 95) Geltung hat, erst dann in Rechtskraft zu treten, wenn die bezüglichen Landesvertretungen sich für deren Einführung ausgesprochen.

Artikel 3. Mit dem Vollzuge dieses Gesetzes wird der Justizminister beauftragt.

Tagesneuigkeiten.

— (Personalnachricht.) In Bozen feierte am 25. d. M. der ehemalige Statthalter von Tirol und der Lombardie, Ritter v. Toggenburg, sein 70. Geburtsfest. Sein Sohn, der Dominicanerpater Paul, las die Messe, welcher die ganze Familie und die Freunde des Jubilanten beizuhöhen, worauf er die Glückwünsche der in Bozen wohnenden Beamten, die früher mit ihm gedient, entgegennahm.

— (Die russische Kaiserin.) Die Kaiserin von Rußland wird in dieser Woche Frankreich verlassen. Sie beabsichtigt, Samstag von Cannes abzureisen. Der Zustand der hohen Patientin läßt fortwährend die ernstesten Besorgnisse ein, und man muß große Vorkehrungen treffen, um die Reise zu ermöglichen. Es sind in dem kaiserlichen Eisenbahnzuge ganz neue Heizvorrichtungen zur Anwendung gebracht worden. In Petersburg selbst konstruiert man bereits jetzt auf dem Bahnhof eine Halle, die aus Brettern leicht gebaut ist, die geheizt wird und durch welche die Kaiserin aus ihrem Eisenbahnwagen direct in den erwärmten Transportwagen in ihren Betten getragen werden soll. Ebenso wird im Palais ihr Wagen in einen erwärmten Raum einfahren können, von dem aus die Monarchin direct in ihr Zimmer gebracht werden kann. Trotz alledem verheißt man sich leider nicht, daß der Eintritt einer Katastrophe auf der weiten Reise von Cannes nach Petersburg durchaus nicht undenkbar ist. In russischen Hofkreisen ist natürlich besonders die Besorgnis rege, die Kaiserin könne vor dem bevorstehenden Regierungsjubiläum des Kaisers sterben, wodurch dann viele der Vorbereitungen, die schon getroffen werden, um es würdig zu begehen, hinfällig wären. Uebrigens wird wohl erst nach Ankunft der Kaiserin und auf das Gutachten der Aerzte hin entschieden werden, ob nicht, wenn der Trauerfall unmittelbar zu erwarten steht, die ganze Feier auf den August, den Krönungstag des Kaisers, verlegt werden wird, wovon jetzt vielfach gesprochen wird.

— (Aufforderung an die deutschen Verleger.) Das Familienblatt „Die Heimat“ bringt folgende Aufforderung an die deutschen Verleger: „Raum zwei Bücher, welche dem Stoffe nach zusammengehören, findet man, die im Formate zu einander passen. Das eine ist hoch und schmal, das andere nieder und breit, ja in neuester Zeit greift die Unsitte, recht abnorme Formate zu wählen, immer mehr um sich, und man ediert Bücher, eigentlich verdienen sie den Namen nicht, welche wie Portemonnaiekalender aussehen. Und solches Zeug soll man in einer Bibliothek aufbewahren? Engländer, Franzosen, Italiener halten sich an ein normales Format; die Bücher sind ihrer äußeren Gestalt nach ziemlich gleich, von welchem Verleger sie auch sein mögen. In Deutschland herrscht die bunteste Vielgestaltigkeit; warum, das weiß kein Mensch zu sagen. Es würde doch genügen, wenn man, von den Prachtwerken abgesehen, sich auf vier bis fünf Formate beschränken würde. Groß-

quart und Quart für größere wissenschaftliche Werke, Sexta u. dgl., Großoctav für Werke ernsten Inhalts, gewöhnliches Octav für Belletristik, Kleinoctav für sogenannte Handbücher. Die deutschen Verleger sollten sich schon in ihrem eigenen Interesse darüber einigen und Normalformate feststellen, sie würden damit dem bücherkaffenden Publicum manchen Aerger ersparen.“

— (Zwei Jubiläen.) Unlängst gieng eine Notiz durch die Blätter, in welcher „statistisch“ nachgewiesen wurde, daß die Anzahl der heiratslustigen Männer bedeutend abgenommen habe, seitdem die Boutons für Herrenoberhemden in die Mode gekommen seien und man es also nicht mehr nöthig habe, einzig und allein der „abgerissenen Hemdknöpfe“ wegen das Elysium des Junggesellenstandes mit dem Martyrium der Ehe zu vertauschen. Noch ein anderer Umstand aber — unter vielen anderen — trägt an der Abnahme der Heiratslust die Schuld: die leidige Dienstmisere. Wer da weiß, was das für eine Calamität ist, wird Respect vor dem sogenannten gemüthlichen Familienleben bekommen. Jeden Tag ein anderes Dienstmädchen, jeden Morgen ein neues Gesicht, jeden Abend einen solennen Hauszank — kurz, ein fortwährender Wechsel des Hausgefundes ist die unangenehme Consequenz derselben. Ob und in welchen Fällen die p. t. „Gnädigen“ oder die Diensthofen selbst der schuldhabende Theil sind, mag dahingestellt bleiben, Eines steht aber fest, daß niemand mehr unter dieser „Freizügigkeit“ zu leiden hat, als der „Herr des Hauses“, und es verdient deshalb besonders verzeichnet zu werden, wenn trotz alledem so ein geplagter „Hausvater“ nicht allen Humor verliert und der Dienstmisere eine humoristische Seite abzugewinnen vermag. Solch ein jovialer Ehemann hat sich vor einigen Tagen gefunden. Der Arme ist „schon“ seit zwei Jahren verheiratet, und vor einigen Tagen hat seine Frau die — fünfundsingzigste Köchin aufgenommen. Fünfundsingzig Köchinnen in zwei Jahren, dazu gehört ein guter Magen! Nur um dieses zu constatieren, lud der Boshafte an dem Tage, an welchem die Fünfundsingzigste „einstand“, zum Schrecken seiner Frau seine sämtlichen Freunde zur Feier dieses „Jubelfestes“ ein. Wir wollen den Ehemännern, welche in gleicher Lage sind — und deren gibt es nicht wenige — diesen plausiblen Grund zur Veranstaltung ähnlicher Festivitäten bestens empfehlen, könnte doch der Fall eintreten, daß so ein „Jubiläum“ nicht ganz ohne günstige Nachwirkung bliebe. — Ein hübsches Gegenstück hiezu liefert das achtzigjährige Dienstjubiläum einer Magd in Bruchsal, im Großherzogthume Baden. Die Jubilarin ist bereits dreißigundneunzig Jahre alt, war also seit ihrem dreizehnten Lebensjahre als Magd thätig, und zwar diese vollen achtzig Jahre hindurch im Dienste ein und derselben Familie. So sah sie ganze Generationen heranwachsen. An ihrem Jubeltage wurde die Greisin, welche sich noch einer ausgezeichneten Gesundheit erfreut und unermüdet thätig ist, selbstverständlich durch reichliche, ihrer Pflichttreue und ihrer Anhänglichkeit gebührende Ehren und Auszeichnungen erfreut.

Locales.

— (Militär-Personalnachrichten.) Ernannt wurden: der militär-ärztliche Eleve erster Klasse in der Reserve Dr. Gustav Fischer zum Reserve-Oberarzte beim Infanterieregimente Freiherr v. Ruhn Nr. 17 und der Feuerwerker Alois Poljevac des 12. Artillerieregiments zum Cadeten im Regimente. — Ueberseht wurden: der Regimentsarzt erster Klasse Dr. Victor Schonta vom Infanterieregimente Freiherr v. Maroitz Nr. 7 zum 14. Jägerbataillon und der Militär-Verpflegsassistent in der Reserve Thomas Wälka (Domicil Krainburg) in die nicht active 1. L. Landwehr. — Der Militär-Medicamentenverwalter Eduard Schweizer vom Stande der Garnisonsspitalsapotheke in Groz wurde als invalid in den Ruhestand versetzt. — Dem Unterarzt in der Reserve des Garnisonsspitals Nr. 8 in Laibach Rupert Kortschak wurde der erbetene Austritt aus dem Heeresverbande bewilligt.

— (Theater.) Morgen gelangt auf der hiesigen Bühne die Novität zur Aufführung: „Am Karrenfelde der Liebe“ (nach dem französischen: Les jocrisses de l'amour, von Barrière; deutsch von F. Zell bearbeitet). Das Stadttheater in Wien brachte dieses Lustspiel vor wenigen Wochen zur ersten Aufführung, worüber sich die Wiener Kritiken günstig aussprachen und dem Stücke eine oftmalige Wiederholung prophezeiten, was bis jetzt auch der Fall war.

— (Unfall auf der Rudolfsbahn.) Die Maschine des gestrigen Frühpostzuges der Kronprinz-Rudolfsbahn wurde zwischen Bismarje und Zwischenwässern untauglich, und erlitt der Zug durch das Abwarten der von Laibach requirierten Hilfsmaschine eine Verspätung von $\frac{1}{4}$ Stunden. Aus demselben Anlasse mußte der gemischte Zug in Zwischenwässern warten und kam um $\frac{1}{2}$ Stunde verspätet in Laibach an.

— (Im Hause erfroren.) Die Zahl der dem heurigen strengen Winter durch Erfrieren zum Opfer gefallenen Menschen in Krain ist bereits eine ziemlich namhafte und muß umsomehr bedauert werden, als in den meisten Fällen die hochgradige eigene Unvorsichtigkeit der Verunglückten den Verlust des Lebens herbeigeführt hat. Das Gleiche gilt auch von dem folgenden:

